

Ethnologie nicht mehr als fremde Elemente verunglimpft oder ignoriert werden können.

In Jochen Gollhammers Überblick über die europäische Einwanderung nach Neuseeland von 1840 bis 1940 finden sich differenzierte und daher aufschlussreiche Angaben zur Einwanderungsstatistik, aus der hervorgeht, dass Neuseeland ein *melting pot* ersten Ranges war.

Roland Seib greift mit "Big Man – Great Man – Chief: gesellschaftliche Stratifikation im Südpazifik" einen Titel von Sahlins (1963) auf und behandelt darin die modernen Probleme der ozeanischen Staaten, darunter die Konflikte, die sich aus der ursprünglichen ethnischen Vielfalt ergaben, des Weiteren die hohe soziale Ungleichheit, die sich heute in Gebieten mit ursprünglich egalitären Strukturen manifestieren, wobei er zu Recht feststellt, dass die mikronesischen Gebiete unter amerikanischem Einfluss deutlich besser gestellt sind als die melanesischen und manche polynesischen. Klar herausgearbeitet hat er auch das, was er treffend "Tribalisierung der politischen Strukturen" nennt, wobei deutlich wird, dass es im Wesentlichen die lokalen Eliten sind, die für die Perspektivlosigkeit einer ganzen Reihe von Südpazifikstaaten verantwortlich gemacht werden müssen.

Margit Wolfsberger beschreibt die faszinierende Vielfalt ozeanischer Sozialorganisationen, weist darauf hin, dass sich die alten europäischen Klischees (freie Liebe, Anarchie, gewaltlose Erziehung) immer noch hartnäckig halten, und thematisiert die Situation der Frauen, ihre Arbeitsbelastung, ihre sexuelle Ausbeutung und ihre Erfahrung von Gewalt in den neu entstandenen Kleinfamilien, der sie in der ursprünglichen Großfamilie nicht so schutzlos ausgeliefert waren.

Hermann Mücklers Darstellung von Kult und Ritual in Melanesien ist eine Fundgrube an Details über Geheimbünde, Kultfeste, Tauschsysteme usw.

Norbert Ortmayrs "Demographischer Wandel Ozeaniens seit dem späten 18. Jahrhundert" legt unter anderem eindrucksvoll dar, wie dramatisch die Abnahme der Bevölkerung nach dem Kontakt mit Europäern und wie steil deren Zunahme nach 1950 war. Interessant sind darüber hinaus eine Reihe von Details aus der Tätigkeit der London Missionary Society, aber beispielsweise auch die Tatsache, dass die Süßkartoffel schon im 16. Jahrhundert über die Europäer nach Neuguinea kam.

Anja Voestes Überblick über Sprachen und Sprachkontakte im Pazifik behandelt neben den wichtigsten Strukturphänomenen ozeanischer Sprachen zahlreiche soziolinguistische Aspekte und die komplexe Problematik der sogenannten Kontaktsprachen.

Werner Kreisel befasst sich mit der wirtschaftlichen Entwicklung der pazifischen Inseln von 1750 bis 2000, darunter besonders auch mit dem Tourismus.

Hermann Mücklers letzter Beitrag "Von der Fragmentierung zu Einheit" behandelt ausgehend vom Schlüsselbegriff *vanua* die Probleme der Staatsbildung und Kolonisierung in Fidschi.

Ingrid Schütz-Müllers Untersuchung der Prozesse, die im Verlauf der Entkolonisierung hin zu den gegenwärtigen Problemen der pazifischen Inselstaaten ablaufen, stellt die Vorteile des sogenannten Treuhandprinzips

dar, beschreibt die politischen Hürden, die sich in der Gegenwart aus der ethnischen Fragmentierung Ozeaniens ergeben, geht auf Fragen der inneren (Polizei) und äußeren Sicherheit (militärische Verteidigung) ein und stellt politische Großformen wie "Königreich", "Westminsterdemokratie", "[amerikanische] Präsidialdemokratie" in ihren ozeanischen Formen einander wertend gegenüber.

Insgesamt weist der Band trotz seiner Textfülle nur eine geringe Zahl an Fehlern auf, und auch nur gelegentlich finden sich inhaltliche Unschärfen: *mana* mit "Respekt" wiederzugeben erscheint mir für Ozeanien nicht möglich, und statt "Schamanen" müsste es "Medien" heißen, denn die charakteristischen Basiselemente von Schamanismus gibt es in Ozeanien nicht. Eine Schwierigkeit könnte für die Literatursuche per Computer durch falsch geschriebene Inselnamen entstehen (Pelelin statt Peleliu, Tokelan statt Tokelau). Sehr zu bedauern, aber bei den Zwängen zur Begrenzung des Umfangs einer solchen Publikation auch einzusehen, ist, dass kein Schlagwortregister aufgenommen wurde. Insgesamt ist der Band als wichtiger Beitrag zur deutschsprachigen Ozeanistik sehr zu begrüßen und zu empfehlen. Lothar Käser

Piette, Albert : Anthropologie existentielle. Paris : Éditions Petra, 2009. 187 pp. ISBN 978-2-84743-023-7. Prix : € 20.00

Albert Piette, professeur à l'Université d'Amiens, est connu par des ouvrages comme, entre autres, "Les jeux de la fête" (1988), "Les religiosités séculières" (1993), "La religion de près. L'activité religieuse en train de se faire" (1999), "Le fait religieux. Une théorie de la religion ordinaire" (2003), "Le temps du deuil. Essai d'anthropologie existentielle" (2005). On ne sera donc pas étonné de trouver un long et fondamental décortiquage de l'acte de croire dans "Anthropologie existentielle" (2009).

Ce dernier titre se présente comme un ouvrage ardu, parfois déroutant, au style rocailleux (heideggerien?), éminemment transdisciplinaire et débouchant sur des analyses proprement philosophiques. Voici un échantillon significatif quant au fond et à la forme :

"L'être humain est A et ne l'est pas, il est A et aussi non-A, ou il n'est ni A, ni non-A, ou encore il est A puis non-A et déjà nuancé par autre chose. C'est l'objectif de l'anthropologie existentielle fondamentalement empirique : saisir le concret dans ses variations et ses différences jusqu'au sans importance des perceptions, des gestes, des pensées, des objets et des différents êtres en présence ... Un tel portrait de l'être humain permet de mettre l'accent sur le déroulement quasi constant de l'existence dans la distraction, légère bien sûr, mais aussi sur le mode de la non-pensée, de la non-conscience, de la non-focalisation sur l'enjeu situationnel en cours, autant de points permettant précisément l'infiltration des gestes périphériques et des pensées vagabondes" (13).

Les mots-clés mis en jeu sont alors ceux de *détail* ("chose sans importance"), de *minimalité* ou de *mode mineur d'être* ("consistant à ne pas pousser à fond la conscience, la raison d'être, ... d'être pénétré par d'autres choses que ce qui fait l'enjeu précisément de la

situation”), de *reposité*, de *négarion*, de *pas vraiment*, de *jeu*, de *présence-absence*, de *présence sur le mode de la distraction*, d’*interstitialité*, d’*hypolucidité*, d’*attention détachée*, etc. La perspective “évolutionnaire” n’est pas absente avec ses éternelles questions quant aux origines et aux commencements. Car cette minimalité n’a pas toujours existé. Elle serait même récente. “Condition de félicité de la vie commune”, elle est spécifique de l’homme et en fait l’originalité comme le montrent la comparaison avec les singes et l’étude des humains jusqu’à ceux de la plus lointaine préhistoire. De l’examen des processus d’homínisation se dégage en effet une “généalogie de la minimalité” dont les étapes-clés sont l’habitat, les objets, la “perception subsidiaire”, le langage, le marquage social et l’acte de croire.

S’appuyant sur ces données d’origines disciplinaires diverses, l’auteur développe une méthode de *phénoménographie* propre à l’anthropologie existentielle, qui n’est pas sans rappeler la micro-sociologie à la manière de Gabriel Tarde, et qui consiste à analyser les modes de présence et de coprésence des êtres, puis à descendre le plus bas possible dans les détails gestuels et mentaux.

In *fine*, dans le chapitre intitulé “Rêverie d’un anthropologue”, l’auteur laisse entrevoir “une pédagogie du mode mineur” qui serait “une culture du savoir de la fragilité humaine” (166), car développée dans cette perspective l’anthropologie devient “un projet de vie, une autoconnaissance graduelle, une sagesse, un enjeu existentiel, une manière d’être, une attitude” (171). Pour arriver à “vivre anthropologiquement” et parvenir à la sérénité intérieure, on ne peut faire l’économie d’une démarche d’éducation. On comprend qu’un auteur ainsi orienté puisse éprouver un faible pour Lao-Tseu quand celui-ci écrit : “Agis par non-agir, fais par non-faire, savoure le sans-saveur, magnifie le minime . . .”

Pierre Erny

Pöhl, Friedrich, und Bernhard Tilg (Hrsg.): Franz Boas – Kultur, Sprache, Rasse. Wege einer antirassistischen Anthropologie. Wien: LIT Verlag, 2009. 151 pp. ISBN 978-3-643-50003-8. (Ethnologie. Forschung und Wissenschaft, 19) Preis: € 19.90

Das vorliegende Buch enthält eine Reihe von Beiträgen, von denen einige bereits anderswo erschienen sind, wogegen andere anlässlich der Feiern zu Franz Boas’ 150stem Geburtstag in seiner Heimatstadt Minden sowie an der Universität Bielefeld im Jahr 2008 verfasst wurden. Zuvor hatten sich die Herausgeber dieses Bandes im Rahmen eines Stipendiums der American Philosophical Society in Philadelphia intensiv mit dem dort verwahrten Nachlass von Franz Boas auseinandergesetzt. Wie die meisten, die sich bislang mit jenem bedeutenden Mitbegründer der modernen Kulturanthropologie näher beschäftigt hatten, spürten auch sie die besondere Faszination, das wissenschaftliche Werk dieses vor allem auch gesellschaftlich und politisch engagierten Forschers vor dem Hintergrund seiner besonderen Biographie zu sehen. Anlass zu diesem Band war für die Herausgeber unter anderem die offensichtliche geringe Beachtung, die das

Werk von Franz Boas bei uns erfährt, wogegen er – wie Ludger Müller-Wille in seinem Beitrag näher ausführt – besonders auch für die neuere arktische Ethnologie maßgebliche Grundlagen schuf und zuletzt im Rahmen des Jesup-2-Forschungsprogramms (1997–2002) an Aktualität gewann.

In der Einleitung fasst Friedrich Pöhl einige der wesentlichen Themen zusammen, die in den folgenden Beiträgen näher ausgeführt werden. Wichtig war für Boas offenbar Zeit seines Lebens in den USA die Auseinandersetzung mit dem Patriotismus, zu dem er sich im Hinblick auf seine deutsche Herkunft zunächst bekannte und von dem er sich schließlich während der 30er Jahre zu distanzieren hatte; doch bereits 1914 erkannte Boas die Gefahr eines “falschen” Patriotismus, welcher – im Gegensatz zu dem von ihm vertretenen Kulturrelativismus – der eigenen Gruppe eine besondere Bedeutung gegenüber anderen zukommen lässt (6). Angesichts der Aufmerksamkeit, die das Werk der Humboldt-Brüder gegenwärtig in Berlin erfährt, sei erwähnt, dass sich Boas bei der von ihm betonten Affinität von Sprache und Denken auf das Werk Wilhelm von Humboldts beruft, der sich bereits über 100 Jahre zuvor mit ähnlicher Herangehensweise dem Studium von Sprachen gewidmet hatte (13).

Roland Girtler geht in dem folgenden Beitrag “Franz Boas – Burschenschafter und Schwiegersohn eines österreichischen Revolutionärs von 1848” vor allem der bereits aufgeworfenen Frage weiter nach, was für Boas die Grundlagen seines Deutschtums gewesen sein mochten. Für ihn war in seinen eigenen Worten “ein deutsches Haus prägend, in dem die Ideale der Revolution von 1848 lebendig waren” (31). So bewahrt Boas selbst 1940 seine “Liebe zu Deutschland”, wie er schreibt, “in der Überzeugung, dass sich der Wahnsinn, der sich des Volkes bemächtigt hat, nicht dauern kann” (37).

Ludger Müller-Wille kann auf Grund seiner eigenen langjährigen Forschungen in der amerikanischen Arktis besonders zutreffend den bleibenden Beitrag des Werks von Franz Boas nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die dort lebenden Inuit erfassen. Er hebt unter anderem die von Boas aufgezeichneten mündlichen Überlieferungen hervor, die “heute von den Inuit als kulturhistorische Quelle zur Weiterentwicklung der eigenen Kultur und Sprache genutzt werden” (50).

Anschließend geht Friedrich Pöhl der wichtigen Frage nach, wie sich der von Boas immer wieder postulierte ethische Anspruch in seinen eigenen Feldforschungsmethoden niederschlägt, die ansonsten – und wie zuvor bereits Ludger Müller-Wille hervorhob – für die damalige Zeit in vielem richtungweisend waren. Die überaus interessante und facettenreiche Debatte kann hier leider nicht in all ihren Einzelheiten wiedergegeben werden. Festzustellen ist Boas’ bisweilen gewisse akademische Arroganz in Konfliktsituationen gegenüber anderen (59), der offen bekannte Einsatz von “tricks”, um an gewünschtes Material zu gelangen (59), die heimliche Entfernung von Schädeln von Bestattungsplätzen bei den Indianern der Nordwestküste, obwohl diese für indigene Gemeinschaften eine wichtige religiöse Bedeutung besaßen und bis heute besitzen (62 ff.). Unter dem Deckmantel des da-